

(Nachdruck verboten.)

12]

Arbeit.

Roman in drei Bänden von Emile Zola. Aus dem Französischen
übersetzt von Leopold Rosenzweig.

Lucas wandte sich rasch und sah den Buddelmeister in Toppe und Beinleid aus grober Wolle gekleidet vor sich, ein kleines Paket unterm Arm, welches seine Arbeitskleider und sonstigen kleinen Besitztümer enthielt, denn er verließ die Werke nun, um nicht wiederzukehren.

„Gewiß, gewiß, gehen wir.“

Aber Donnaire verweilte noch. Als ob er fürchtete, etwas vergessen zu haben, warf er einen letzten Blick auf den Bretterverschlag, der als Garderobe diente. Dann ruhte sein Auge auf dem Ofen, den er seit zehn Jahren zu dem seinigen gemacht hatte, von dessen Flamme er gelebt, in dessen glühendem Schoße er in Tausenden von Kilogrammen den Stahl bezwungen hatte, um ihn dann den Walzwerken zu überliefern. Wenn er auch aus freien Stücken ging, weil er dies als seine Pflicht gegen sich selbst und seine Kameraden erachtete, so kostete ihn das Losreißen doch nicht minder schwere Ueberwindung. Er drängte die Bewegung zurück, die ihm die Kehle zuschnürte, und schritt voran.

„Nehmen Sie sich in acht, Monsieur, dieses Stück ist noch heiß, es würde Ihnen den Stiefel verbrennen.“

Kein weiteres Wort wurde gewechselt. Sie durchschritten die halbdunkeln, vom blaffen Licht der fernen Vogenlampen schwach erhellen Höfe, gingen an den niedrigen Schuppen vorbei, in welchen die Schnellhämmer wüteten. Sowie sie das Thor der Hölle hinter sich hatten, umging die schwarze Nacht sie wieder, und die Glut und das Toben des Ungeheuers verankten hinter ihnen. Noch immer blies der Wind und jagte am Himmel die schwarzen, zerrissenen Wolkenmassen vor sich her. Das andre Ufer der Mionne jenseits der Brücke war verödet, kein lebendes Wesen zu sehen.

Als Lucas hier auf der Bank, auf der er sie verlassen hatte, Josine wiederfand, unbeweglich, mit weit geöffneten Augen in die Dunkelheit starrend, den Kopf des schlafenden Nanet an ihre schmale Hüfte gedrückt, da wollte er sich entfernen, denn er hielt seine Aufgabe für beendet, da Donnaire es nun übernehmen wollte, dem armen Geschöpfe ein Obdach zu verschaffen. Aber Donnaire sah mit einem Mal ziemlich verlegen, er fürchtete offenbar die Scene, die ihn zu Hause erwartete, wenn seine Frau, die schreckliche Loupe, ihn mit „dieser Dirne“ heimkehren sah. Zu allem Ueberflusse hatte er ihr auch von seinem Entschlusse, die Hölle zu verlassen, noch nichts gesagt, und er sah einen heftigen Zank voraus, wenn sie hörte, daß er ohne Arbeit, aus eigenem Willen aufs Pflaster gesetzt war.

„Soll ich Sie begleiten?“ fragte Lucas. „Ich könnte dann erzählen, wie alles kam.“

„O ja, das wäre mir sehr erwünscht,“ sagte Donnaire sichtlich erleichtert.

Zwischen ihm und Josine war kein Wort gewechselt worden. Diese schien sich vor dem Buddelmeister zu schämen; und wenn er auch in seiner Gutherzigkeit eine Art väterliches Mitleid für sie empfand, obendrein auch wußte, was sie von Nagu zu erdulden hatte, so nahm er ihr es doch übel, daß sie sich diesem schlechten Kerl ergeben hatte. Als sie die Männer kommen sah, hatte sie Nanet faust aufgerüttelt; dann erhoben sich beide unter einem aufmunternden Wort von Lucas und folgten den voranschreitenden Männern schweigend. Alle vier wandten sich nach rechts und gelangten, am Eisenbahndamm hingehend, alsbald nach St-Beauclair, dessen elende Häuser am Ausgange der Schlucht der Monts Fleuves in einer Art von abscheulichem Sumpflage und sich bis zum neuen Viertel erstreckten. Es war ein Gewirre enger, krummer Gassen, ohne Licht und ohne Luft, erfüllt von dem widerwärtigen Gestank der Gasse, die nur durch Regengüsse gereinigt wurde. Es schien unbegreiflich, daß die armselige Bevölkerung hier in solcher Weise zusammengedrängt war, während dicht vor ihnen die Doumagne ihre unermeßliche Ebene dehnte, über welche die freien Winde des Himmels dahinfuhren wie über ein Meer. Es bedurfte des erbarmungslosen Kampfs um Geld

und Eigentum, um Menschen einen so kärglichen Teil der Erde, unsrer Almmutter, zugumessen, um ihnen nicht einmal den zum Leben notwendigen Bodenraum zu gönnen. Spekulant hatten den Grund aufgekauft, und ein oder zwei Jahrhunderte des Elends hatten schließlich zu dieser Kloake von Wohnungen zu billigem Preis geführt, aus welchen gleichwohl häufig Leute auf die Straße gesetzt wurden, so niedrig auch die Zinse mancher elenden Höhle waren, die zu schlecht für einen Viehstall gewesen wäre. Wahlos und unsymmetrisch waren die engen Häuser hingestellt, feuchte Paraden, Brutstätten für Ungeziefer und Epidemien; und welch trostlosen Anblick bot um diese Nachtstunde unter dem düsteren Himmel diese verwünschte Stadt der Arbeit, ein finsterner, zusammengepferchter, schmutziger Ort, — eine entsetzliche, der socialen Ungerechtigkeit entsprossene Vegetation!

Donnaire, der vorausging, bog in ein Gäßchen ein, dann in ein andres und erreichte endlich die Rue des Trois-Lunes. Es war eine der engsten Gassen, ohne Trottoirs, mit Kieselstein aus dem Bette der Mionne gepflastert. Das schwarze, rissige Haus, dessen ersten Stock er bewohnte, hatte sich eines Tags so stark gesenkt, daß es mit vier starken Balken gestützt werden mußte; und Nagu bewohnte mit Josine die zwei Zimmer im zweiten Stock, deren Dielen von diesen vier Balken vor dem Einsinken bewahrt wurden. Die Treppe ging, steil wie eine Leiter, direkt vom Hausthor, ohne Vorplatz, in die Höhe.

„Nun, Monsieur“, sagte Donnaire zu Lucas, „haben Sie die Freundlichkeit, mit mir hinaufzukommen.“

Wieder war ihm eine Verlegenheit anzumerken. Und Josine begriff, daß er es aus Furcht vor irgend einer Beschimpfung nicht wagte, sie mit in seine Wohnung zu nehmen, obgleich es ihm peinlich war, sie mit dem Kinde abermals auf der Straße zu lassen. Sie sagte mit ihrer resignierten Sanftmut:

„Wir beide brauchen nicht mitzukommen. Wir werden oben auf der Treppe warten.“

Donnaire stimmte rasch zu.

„So ist es recht, wartet ein wenig, setzt Euch auf die Treppe, und wenn ich den Schlüssel habe, bringe ich ihn Euch hinauf, und Ihr könnt schlafen gehen.“

Josine und Nanet verschwanden in der dichten Finsternis der Treppe. Man hörte kein Lebenszeichen mehr von ihnen, sie hatten sich oben verborgen. Dann schritt Donnaire als Führer voran, Lucas auf die Höhe der Stufen aufmerksam machend und ihn ermahnend, sich gut an dem fettigen Strick zu halten, der als Geländer diente.

„So, da wären wir. Gehen Sie keinen Schritt weiter. Ei ja, die Stufen sind nicht sehr breit, und wenn einer fiele, so wär's ein böser Sturz.“

Er öffnete die Thür und ließ Lucas höflich als ersten in ein ziemlich großes Gemach eintreten, das vom gelben Licht einer Petroleumlampe erhellt war. Trotz der späten Stunde sah die Loupe noch bei dieser Lampe und besserte Wäsche aus, während ihr Vater, der alte Nagu, in einem dunkeln Winkel eingeschlummert war, die erkochene Pfeife zwischen den Kiefern. In einem Bett an der Wand schliefen die zwei Kinder des Ehepaars, Lucien und Antoinette, — es und vier Jahre alt, beide schön und sehr kräftig für ihr Alter. Die Wohnung enthielt neben diesem gemeinschaftlichen Gemache, wo gekocht und gegessen wurde, nur noch zwei Räume, das Schlafzimmer des alten Nagu und das des Ehepaars.

Aufs höchste erstaunt, ihren Mann um diese Stunde heimkehren zu sehen, blickte die Loupe, die noch nichts wußte, von ihrer Arbeit auf.

„Wie, Du bist's?“

Er wollte noch nicht den großen Streit beginnen und ihr sagen, daß er die Werke ganz verlassen habe, sondern lieber vorerst die Angelegenheit Josinens austragen; er antwortete also ausweichend:

„Ja, ich bin fertig geworden und nach Hause gegangen.“

Und ohne ihr Zeit zu einer weiteren Frage zu lassen, stellte er ihr Lucas vor.

„Das ist ein Herr, ein Freund von Monsieur Jordan, der etwas von uns haben will; er wird Dir erklären, um was es sich handelt.“

Zimmer mehr erstaunt und mißtrauisch, wandte sich die

Loupe gegen den jungen Mann, der nun ihre große Ähnlichkeit mit ihrem Bruder Ragu bemerken konnte. Klein und choleraisch, hatte sie ausgeprägte Züge, dichtes rotes Haar, niedere Stirn, kleine Nase, breite Kimladen. Der weiße Teint, der den Rothhaarigen eigen ist, und der ihr mit ihren achtundzwanzig Jahren ein frisches, jugendliches Aussehen gab, erklärte zur Genüge die lebhafteste Begierde, die sie Donnaire eingefloßt, und die ihn veranlaßt hatte, sie zu heiraten, obgleich er ihren boshaften Charakter kannte. Nun, als seine Frau, verheiratete sie ihm das Haus mit ihren unaufhörlichen Zornesausbrüchen, und er mußte sich in allen Einzelheiten des täglichen Lebens ihrem Willen beugen, um Frieden zu haben. Kofett, von dem einzigen Ehrgeiz verzehrt, schön gekleidet zu sein und Schmuckstücke zu tragen, wurde sie nur sanftmütig, wenn sie ein neues Kleid zum Geschenk bekam.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

93)

Die bunte Reihe.

Berliner Roman. Von Fritz Mauthner.

Anstatt sie aber ihr Anliegen vorbringen zu lassen, bemühte sich Konrad auffallend, von gleichgültigen Dingen zu reden. Er erinnerte an alte Mitglieder seiner einstigen Schauspieltruppe, an verdorbene und gestorbene Bühnengrößen der kleinsten Städte; er erzählte Anekdoten und suchte die Erinnerungen des Fräulein Raymond aufzufrischen. Sie blieb schweigsam und schien geduldig darauf zu warten, daß sie zu Worte käme. Als aber nach der völligen Erschöpfung Konrads nun auch Bohrmann den Versuch machte, die Aussprache zu verhindern, da unterbrach sie ihn lächelnd und sagte:

„Ich bin nicht allzubiel nütze, aber von meinem Willen bringt mich so leicht niemand ab. Ich bin herübergekommen, um meinem guten alten Direktor die Leiven zu lesen und um zwischen Ihnen beiden Aufrichtigkeit herzustellen. Ihre Anwesenheit hier im Hause, mein lieber, guter Direktor...“

„Dein lieber Direktor mag ich sein, Elisabeth... zieh' kein Gesicht, Johannes, ich habe alle meine Leute geduzt, und wenn ich die vom Kronprinzen-Theater nicht duzen mag, so ist es eine Schande für sie, nur für sie... Dem lieber Direktor, ja. Aber Dein guter Direktor bin ich nicht. Wer darf sich gut nennen? Hast Du die Erbsünde vergessen? Elisabeth, Du hast nicht Theologie studiert, sonst würdest Du nicht sagen, daß ich gut bin. Du urteilst nach Dir. Aber den heiligen Augustinus hast Du nicht gelesen. Durch die Erbsünde sind wir alleamt schlecht geworden, und wenn mir nicht mein Katholizismus heilig wäre, weiß der Kuckuck, ich würde übertreten, bloß Eurem Luther zu Liebe, weil der den heiligen Augustinus und die Erbsünde richtig verstanden hat... Ein grundslechter Kerl bin ich und muß es sein, damit ich erlöst werden kann. Sieh' zum Beispiel... wir sitzen da um den runden Tisch herum und es steht nichts darauf. Warum muß ich immerfort an Bier und Sekt denken, trotzdem ich Dich sehe, meine Elisabeth? Weil ich ein grundslechter Kerl bin. Also hat der heilige Augustinus recht und Luther hat recht... Deshalb braucht Ihr an mir noch nicht zu verzweifeln. Wie der heilige Augustinus in sich ging und heilig wurde, da hatte er ein natürliches Kind. Ich brauche mich also gar nicht zu schämen. Und wenn aus den gefallenem Engeln Teufel geworden sind, so kann auch einmal aus einem Teufel ein Engel werden. Alles ist Gnade und Vorherbestimmung.“

Als Konrad innehielt, wollte Bohrmann den Tadel aufheben.

„Die Vorherbestimmung, lieber Konrad...“

Fräulein Raymond sah ihn aber mit lächelndem Kopfschütteln an, und er verstummte. Es blieb lange still in der Stube, dann sagte sie:

„Es ist nämlich, lieber Direktor, daß Sie die Gastfreundschaft des Herrn Bohrmann schon zu lange in Anspruch nehmen. Er würde es Ihnen nie selbst gesagt haben, und auch mir hat er sich nicht anvertraut. Aber als Nachbarin und als seine Freundin... nicht wahr, Herr Bohrmann... da habe ich ein Recht, zu sehen und zu sprechen.“

Wieder wurde es still. Dann sprang der Direktor auf und warf sich auf das Sofa. Er drückte seinen Kopf in die Ecke, und nur undeutlich vernahm man, was er sprach:

„Rain!... Unstet und flüchtig... meine Schuld stinkt zum Himmel, denn ich habe meinen Bruder erschlagen.“

Dann setzte er sich mit verstörtem Gesicht auf das Sofa hin, riß Kragen und Krawatte und beide Stulpen herunter, warf sie zu Boden und rief:

„Also gut, ich bin ein Schuft! Und hier hast Du Deine sieben Sachen wieder, mein armer Bruder. Aber aus dem Paradiese vertreiben lasse ich mich nicht! Fällt mir gar nicht ein! Du dumme! Niemals wieder werde ich es so gut haben wie hier... setz' Dich zu mir, Elisabeth. Ich will Dir das erklären. Ich muß mich nämlich ausleben... hier aber habe ich alles auf einmal... ich habe die heilige Elisabeth in meiner Nähe, so daß meine unsterbliche Seele niemals Schaden leiden kann durch die Gemeinheit meiner Sterblichkeit. Ich muß in Deiner Nähe bleiben, Elisabeth, sonst verschwinde ich aufs neue in dem Venusberge, der da heißt die Kneipe. O, o, Elisabeth, wenn Du wüßtest, wie viele Venusberge die fromme Stadt Berlin in ihren Mauern beherbergt und wie der Gast da behandelt wird! Ja, selbst die Gattin meines Bruders Johannes kann ich nicht mehr entbehren!... Wenn Ihr wüßtet, wie mir ihre Nähe wohlthut und ihre Uebereinstimmung... es ist geradezu zauberhaft... im Theater, immer derselbe Geschmack. Und wenn ich nun daran denke, draußen ein Glas zu trinken, manchmal mitten im Alte, dann sagt Frau Hilde auch schon gewiß: Finden Sie es nicht langweilig, Herr Direktor?“

Bohrmann begann zu stottern, er werde gewiß einen Freund nicht gegen seinen Willen vertreiben. Fräulein Raymond aber unterbrach ihn und sagte mit fester Stimme:

„Seien Sie doch nicht schwach! Der Direktor muß fort. Der Kinder wegen muß er fort! Um der Kinder willen werden Sie gehen, lieber Direktor... es ist nicht wahr, daß Sie schlecht sind. Sie sind gut, Sie sind gut.“

„Ich bin schlecht!“ schrie Konrad, legte sich wieder auf's Sofa und warf sich umher wie ein eigenjüctiges Kind. „Ich bin schlecht! Ein Hundsfott bin ich und will es bleiben! Die Erbsünde! Ich laß' mir nicht sagen, daß ich gut bin. So ist sie immer, meine Elisabeth. Sie sagt mir, daß ich gut bin, und damit schlägt sie mich breit; aber ich will nicht, ich will nicht! Ich bin nicht gut, ich bin nicht gut!“

Er schrie es, als wollte er die Erinnerung an die Stimme des Mädchens übertönen.

Fräulein Raymond war aufgestanden und beugte sich zu ihm herab.

„Sie sind ein guter Mensch, lieber Herr Direktor.“

Da schwieg Konrad still und lächelte ganz glücklich.

„Gey!“ sagte er herzlich. „Gast eigentlich recht.“

Behaglich stand er auf und holte sich die Stiefel hinter dem Sofa herbor. Er zog sie an die Füße und sagte dabei:

„Alles ist eitel. Auch diese Overtähne werden nicht mehr lange halten. Und so will ich das Paradies verlassen, augenblicks! Grüßt mir Frau Hilde und sagt ihr: Johanna geht, und nimmer kehrt sie wieder.“

Das ginge nicht, unterbrach ihn Bohrmann. Hilde würde ihrem Gatten mit Recht zürnen, wenn sie den gemeinsamen Freund nicht mehr vorfände. Um Siegfrieds willen sollte Konrad alles in Ruhe mit Hilde besprechen, bis morgen bleiben und dann in der Nähe eine Wohnung suchen.

„In der Nähe der Frankfurter Linden?“ rief Konrad.

„Niemals! Der Direktor des Kronprinzen-Theaters muß unter den wirklichen Linden wohnen. Ein feine Garconwohnung, Ihr werdet schon sehen.“

Fräulein Raymond blieb noch ein Weilchen, Bohrmann erzählte ihr, er habe seinen Auftrag über die Karte von Palästina vollendet, und sie lobte ihn dafür. Dann ging sie, um Frau Hilde nicht argwöhnen zu lassen, daß der Entschluß des Direktors von ihr beeinflusst worden sei.

Als Hilde eine Stunde später nach Hause kam, um die Kinder abzugeben und den Direktor zur Sommeroper abzuholen, erfuhr sie die Neuigkeit, während Siegfried, sich überstürzend, die Ergebnisse im Theater berichtete und auch Lenchen eifrig dazwischensprach. Zu Bohrmanns freudiger Ueberraschung nahm Hilde die Nachricht gut auf. Man könne aus der Entfernung gut Freund bleiben. Es sei vielleicht besser so. Sie werde morgen früh, wenn es dem Direktor recht sei, mit ihm zusammen eine möblierte Stube suchen gehen.

Einstweilen ging sie mit ihm ganz heiter fort, und Bohrmann brachte die Kinder zu Fräulein Raymond. Am liebsten wäre er heute bei Siegfried geblieben, um sein Geplauder anzuhören; aber er habe die Verabredung mit den Lehrern,

und er wolle noch vorher den Aufsatz über die biblische Geographie zur Post tragen.

XXIX.

Direktor Konrad Schmidt-Lefebvre hatte die Wohnung verlassen und für seine erste Einrichtung etwas von Bohrmanns seiner Wäsche mitgenommen; er war fort, aber sonst hatte sich kaum etwas verändert. Gilde ging immer noch, fast jeden Tag, mit ihm ins Theater und hatte daheim nicht viel von ihrer schläfrigen Freundlichkeit eingeblüht.

An einem solchen Abend, während Bohrmann Geste korrigierte und die Kinder unter Siegfrieds Leitung, wie sie jetzt öfter thaten, Theater spielten, erschien kein Geringerer als Doktor Kattowiger bei Bohrmann. Er habe das Original in seinem Milieu sehen wollen. Bohrmann war ein wenig stolz auf den berühmten Gast und brachte unklare Entschuldigungen vor. Er wußte selbst nicht, was er entschuldigen sollte.

Doktor Kattowiger sprach von der Eröffnung des Kronprinzen-Theaters und von seinem eignen Lustspiele „Die gelbe Kage“ wie von Dingen, die jedermann wissen mußte. Wenn das Kronprinzen-Theater mit der „Iphigenie“ eingeweiht würde, dann gebe es „Die gelbe Kage“ eben am zweiten Abend, dann war „Iphigenie“ eben nur ein Lever de rideau.

Doktor Kattowiger wollte sich ausschütten vor Lachen, als Bohrmann antwortete, Goethes „Iphigenie“ sei doch ein Trauerspiel, und als er hinzufügte, er verstehe nicht alles, weil seine Frau zwar Mitglied eines Lesezirkels von Familien-Journalen sei, er selbst aber nur Abonnent auf die Allgemeine Lehrerzeitung. Ein politisches Tagesjournal halte er nicht; in dieser Richtung wolle er und dürfe er sich nicht weiter bilden.

„Jetzt sagen Sie noch,“ rief Kattowiger, „daß Sie nicht wissen, was ein Freibillet ist, und ich lasse Sie auf dem nächsten Schriftstellertage hinter Glaswänden ausstellen.“

Doktor Kattowiger schien zu wissen, daß Fräulein Raymond Bohrmanns Flurnachbarin sei. Denn im Laufe des Gesprächs äußerte er plötzlich den Wunsch, diese vielversprechende junge Dame endlich auch persönlich kennen zu lernen, nachdem er in Ostende für sie gebürgt habe. Die Proben zur „Gelben Kage“ würden am 1. September losgehen, und vielleicht ließe sich eine kleine Rolle für die famose Schönheit finden.

Bohrmann beeilte sich, seinen Besuch hinüberzuleiten. Fräulein Raymond las eben die „Jungfrau von Orleans“, und so bat sie der einflußreiche Autor, nachdem einige Redensarten gewechselt worden waren, ihm doch einmal den ersten großen Monolog vorzusprechen.

Kattowiger hatte eine freundliche Beschützermine angenommen; er strich der Anfängerin wohlwollend über die schöne große Hand und erklärte, daß sie offenbar vorzügliche Mittel habe, und daß ihm das Zuhören ein Vergnügen sein werde.

Man könne zwar eine vorzügliche Jungfrau sein und doch nichts für „Die gelbe Kage“, aber der Monolog sei auch ganz hübsch. Er lerne immer gern von dem Kollegen Schiller.

Während sie die Verse sprach, schüttelte Doktor Kattowiger zwar einige Male verwundert den Kopf; nach seiner eignen Erklärung bedeutete das aber, daß ihm dieses Mitglied des Kronprinzen-Theaters gefalle. Nach der Deklamation hat er den Lehrer, ihn mit der Künstlerin allein zu lassen; er habe einige technische Ausstellungen zu machen, welche die junge Dame gewiß lieber ohne Zeugen höre. Als sich Doktor Kattowiger nachher bei Bohrmann kurz empfahl, lautete sein Urteil nicht gerade günstig, fast verdrießlich; sie sei nicht übel, sehr interessant sogar, wisse aber offenbar noch nicht, worauf es beim Theater ankomme.

Infolge dieses Besuchs bestellte Bohrmann sofort eine Berliner Tageszeitung und wählte das Blatt, für welches Doktor Rastel schrieb. Doktor Kattowiger hatte ihm ans Herz gelegt, diesen „Hallunken“ günstig zu stimmen. Bohrmann fiel es schwer, sich an diesen scherzhaften Ton unter seinen neuen Freunden zu gewöhnen. Er lernte aber jetzt in Doktor Rastel einen hervorragenden Aesthetiker kennen.

Bohrmann hatte keine Zeit, in seinem Blatte mehr zu lesen, als das Theater-Jeuilleton. Und hierin schon war des Anregenden, ja fast Ablenkenden fast zu viel. Er hätte nie geglaubt, daß es in Berlin täglich so viele Theaterereignisse gebe. Auf den Anschlagäulen sah man wohl die Zettel, aber man hatte doch niemals Zeit oder Lust, lange

stehen zu bleiben; auch verstand man ja nur selten, welche Wichtigkeit die Worte auf diesen Zetteln hatten. Aus seinem Jeuilleton erst erfuhr er, welche Bedeutung für das Kunstleben der Gegenwart alles hatte, wie das Publikum zu allen diesen Stücken drängte, und wie unzählig viele Künstler Berlin besaß.

Und nun gar das Kronprinzen-Theater!

Keine Nummer ohne ein Wort über das Kronprinzen-Theater und immer an der ersten Stelle des Jeuilletons. Es kränkte ihn ein wenig, daß dabei von seinem Drama niemals die Rede war; er nahm sich vor, Doktor Rastel demnächst seine Aufmerksamkeit zu machen, wenn er auch entschlossen war, nicht durch Fräulein Mauerhofer um seine Gunst zu buhlen. Aber schön wäre es gewesen, so oft genannt zu werden, wie Freund Kattowiger.

(Fortsetzung folgt.)

Naturwissenschaftliche Uebersicht.

Von Curt Grotte w i g.

Wenn wir das Antlitz der Erde auf einer Karte oder auf einem Globus betrachten, so werden wir nicht leicht irgend eine Gesetzmäßigkeit in der wirren Verteilung des Lands und des Wassers, in der Bildung von Küstenlinien, Meeresbuchten und Inseln finden. Sind indes in der Darstellung der Erdoberfläche die Meeresstiefen bezeichnet, in der Weise, daß etwa gleichtiefe Stellen durch besondere Schraffierung zu einheitlichen Zonen verbunden sind, so werden uns manche Linien des festen Lands verständlicher. Viele Vorsprünge des Lands erkennen wir dann als besondere Höhen eines vom Wasser nur wenig überspülten Ufers, Meeresbuchten werden zu Thälern zwischen zwei Bergzügen, Halbinseln sind nur der Rücken eines nach beiden Seiten ins Meer sich verlierenden Landes. Vor allem aber verbinden sich, wenn man den Meerespiegel nur um mehrere Hundert Meter erniedrigt sich denkt, benachbarte Inseln häufig genug zu einem zusammenhängenden Festlande. Ja, große Inselgruppen, die nahe an einem Erdteil liegen, erscheinen bei dieser Betrachtung mit dem Kontinent selbst vereinigt. So stellen zum Beispiel die Antillen zwischen dem südöstlichen Nordamerika und Südamerika eine Brücke her, die allem Anschein nach früher eine wirkliche Landbrücke war. Um dieser Annahme aber eine sichere Grundlage zu geben, müssen diese Inseln auf ihre Beschaffenheit und auf ihre Natur hin geprüft werden. Der direkteste Weg, um eine solche Prüfung zu erzielen, wäre der, die Inseln nach Ueberresten früherer Tiere und Pflanzen zu untersuchen, die, wenn sie mit dem Festlande oder untereinander früher zusammengehungen haben, Ueberreifeimmung zeigen müssen. Allein dieser Weg ist doch beschwerlich, da solche Ueberreste nicht leicht, oft nach vieler Mühe überhaupt nicht oder nur sehr unvollständig gefunden werden. Auch eine gewisse Ueberreifeimmung in der Art und im Aufbau geologischer Schichten kann in vielen Fällen den früheren Zusammenhang zweier Gebiete erweisen. Allein eine geologische Untersuchung ist meist ebenso schwierig, und wo nicht Bergwerke, Steinbrüche und ähnliche Bodenausschlüsse dem Forscher entgegenkommen, nur durch Zusammenwirken vieler Personen und Anwendung großer technischer Hilfsmittel ermöglicht. Viel einfacher ist es, die Beziehungen von Inseln untereinander und zu dem Festlande aus dem Charakter ihrer lebenden Natur zu schließen. Diese Methode wird äußerst häufig angewandt. Denn die heutige Tier- und Pflanzenwelt einer Insel wird mit der lebenden Natur desjenigen benachbarten Lands übereinstimmen, mit dem es früher in Verbindung gestanden hat, und um so mehr, je weniger Zeit seit der Unterbrechung des Zusammenhangs verlossen ist. Sowohl bei der Bildung der Antillen als auch bei den zwischen Asien und Australien gelegenen Inseln und bei dem Inselreich Japan ist erst kürzlich diese Methode von neuem angewandt worden. Es ist nun möglich, daß viele Tiere und Pflanzen entweder über das Wasser oder durch die Luft oder gar durch menschliche Verschleppung erst neuerdings auf Inseln gebracht worden sein können. Man wird deshalb solche Lebewesen der Inseln vor allem berücksichtigen, bei denen eine derartige Herkunft ausgeschlossen ist. Man wird also Pflanzen ansprechen, deren Samen durch Wind oder durch Transport auf Treibholz usw. leicht verschleppt werden kann. Ebenso können die Vögel, wenigstens die mit Flügeln begabten, hierbei nicht in Betracht gezogen werden, da sie weite Meeresstrecken zu überfliegen vermögen. Am besten geeignet sind die Säugetiere, mit Ausschluß der Fledermäuse und derjenigen, die schwimmen können, außerdem die Reptilien und Amphibien und auch die Säuwasser-Mollusken. Auf Grund solcher tiergeographischen Beobachtungen behandelt H. Doflein in seinem kürzlich erschienenen naturwissenschaftlichen Reiseverle „Von den Antillen zum fernem Westen“ (Jena, Gustav Fischer) die Frage nach der Entstehung der Antillen. Heute bilden diese eine fortlaufende Kette, welche die große, von Nord-, Central- und Südamerika gebildete Meeresbucht nach Osten absperrt, indem sie von der Vereinigten Staaten-Halbinsel Florida über die Bahama-Inseln, Kuba, Haiti, Puerto Rico und die kleinen Antillen bis an die Mündung des Orinoko verläuft. Die großen wie die kleinen Antillen haben eine sehr spärliche Säugetierwelt; auch verstand man ja nur selten, welche Wichtigkeit die Worte auf diesen Zetteln hatten. Aus seinem Jeuilleton erst erfuhr er, welche Bedeutung für das Kunstleben der Gegenwart alles hatte, wie das Publikum zu allen diesen Stücken drängte, und wie unzählig viele Künstler Berlin besaß.

tierwelt und in dieser fehlen außerdem alle höheren Vertreter der Klasse. Denn die Fledermäuse kommen als fliegende Tiere, die leicht vom Festlande her auf die Inseln gelangen konnten, nicht in Betracht. Es giebt hier eine den Antillen eigentümliche Gattung von Insektenfressern und einige Ragetiere, alle andern Ordnungen von Säugern fehlen vollständig. Auffällig ist besonders, daß keine Affen in den noch vorhandenen undurchdringlichen Wäldern der Antillen leben. Diese Tiere würden sich hier, wenn sie je vorhanden gewesen wären, auch sicher erhalten haben. Dagegen ist es leichter erklärlich, daß sich auf dem beschränkten Raum von Inseln, die noch dazu vom Menschen zum Teil urbar gemacht worden sind, keine so großen Tiere, wie es die Guse und Raubtiere sind, erhalten haben. Die Affen treten erst in der jüngeren Tertiarzeit auf, Ragetiere und Insektenfresser bereits in den älteren. Danach würden die Antillen sich etwa im Miozän (dem dritten der vier resp. fünf Abschnitte des Tertiärs) also in verhältnismäßig neuer Zeit vom Festland losgelöst haben. Doch von welchem Festland? Alle Tiere der Antillen zeigen eine unverkennbare Ähnlichkeit mit südamerikanischen Tieren, obwohl auch Beziehungen zu Nordamerika zu erkennen sind. Offenbar aber standen die Inseln mit Südamerika viel länger in Verbindung, als mit den Vereinigten Staaten. Die gesamten Inseln haben aber keineswegs eine einheitliche Fauna. Die großen Antillen stehen in mancher Beziehung selbständig den kleinen gegenüber. Allein man kann sagen, daß fast jede Insel ihre Eigentümlichkeit hat, die imgemein giftige Lanzettkobra besitzen nur die beiden kleinen Inseln Martinique und St. Lucia, manche Inseln sind überhaupt mit Giftschlangen reichlich versehen, auf andern wieder fehlen sie gänzlich. Kurzum die Beziehungen der Inseln untereinander sind sehr mannigfaltig. Das deutet darauf hin, daß auch ihre Entstehung nicht einheitlich verlief. Einzelne Inseln mochten noch miteinander verbunden sein, während andre sich schon getrennt hatten. Diese Entstehungsweise läßt sich leicht begreifen, wenn man annimmt, daß ein mit dem Festland verbundenes Bergland infolge geotektonischer Ursachen sich ins Meer hinabstürzte. Isolierte Bergspitzen trennten sich früher als Inseln ab wie ausgebeulte Hochplateaus, die erst, als das Land sehr tief sank, in ihren wenig ausgeprägten Bodenervertiefungen vom Meere überflutet und dadurch in einzelne Landgebiete zerteilt wurden.

(Schluß folgt.)

Kleines Feuilleton.

— Ein altägyptischer Bratenbarde. Einem Schriftkünde des zweiten Jahrtausends vor unsrer Zeitrechnung entnimmt die „M. A. Z.“ das folgende Spottgedicht auf einen offenbar damals in der Gesellschaft viel geseierten und auch ebenso sehr beneideten Sänger. Dieser Heldentenor des alten Reichs der Pharaonen hatte mit den meisten seiner Kollegen der Neuzeit — es hat sich darin wahrlich nichts geändert! — gemeinsam eine gute Kehle, die gleich prächtig ausgebildet war für jene Bewegungen, die der Kehlkopf beim Gesange, und die, welche die Gurgel beim Schlucken aller denkbaren Flüssigkeiten ausführt. Und jener Sänger des alten Reichs im Lande Kemi konnte sich vielleicht noch höherer Fähigkeiten nach letzterer Richtung hin rühmen. Er muß ein rechter „lustiger Musikant“ gewesen sein, vielleicht das Urbild jenes heiteren Gesellen, den uns Emanuel Geibel einst zu München im Hause der „Strotodile“ besungen hat. Jedenfalls war der geseierte Sänger, der auch die Harfe meisterlich schlug, ein beliebter Gesellschaftler, denn er war Hans in allen Klassen und immer eingeladen, wenn es wo ein Fest gab, aber er hatte seine kleinen Schwächen. Das geht aus folgenden Zeilen eines Spottgedichts hervor, das dem berühmten Mann in der bekannten lebenswürdigen Weise gewidmet war, mit der oft — es war auch damals so — Künstler unter sich nette Sachen sagen. Jener Kollege des ägyptischen Heldentenors hat's auch gut gefasst, wie folgende Zeilen zeigen:

„Schöner als die der Nachtigall und des Hirtenvogels ist Deine Stimme, — Dir aber gilt sie, Bequabeter, nichts, denn ein gewaltiger Krug leuchtenden Merissa-Bieres ist Dir mehr wert, als Dein Gesang. — Zu den Festen der Fürsten laden sie Dich — Dich eines Riegelstreichers Sohn — Und wie einen Herrn begrüßt Dich die Dienerschaft. — Deine Harfe stellt Dir eine blühende Magd neben den schwelkenden Pfühl — Aber Deine Augen sehen die Harfe nicht, Dein Herz sinnt nicht goldene Gefänge — Deine Augen messen, wieviel des guten Essens auf die Tasse kommt — Und Dein Magen ist so unerträglich wie Deine Kehle immer trocken ist. — Wie ein Masttier so stopfst Du die guten Speisen in den Rachen. — Wie ein Kamel legst Du Dich wieder an den Boden, um aus den Krügen Merissa zu saufen. — Schlänche voll süßen Weines trocken von Dir aus. — Deines Gassfreunds Frende bist Du nicht. — Er lud Dich ein, um seine Freunde Deiner Lieder Schönheit hören zu lassen. — Du aber hast, wie schon so oft, gar nichts hören lassen — Als widerliches Gurgeln und Schnarchen. — Unter dem Tisch, gemästet und vollen Bauchs lagst Du auf der Harfe — Gesungen hast Du nicht, aber geschnarcht im Mause, Du Vieh!“

— Die Kraniche des Jhklus bei den Fessachen. In dem Januarheft des „Palestine Exploration Fund“ erzählt Philipp S. Valdensperger eine bei den Fessachen umgehende Geschichte, welche die Reugierde des Fessachenweibes charakterisieren soll, aber auch als Pendant zu den Kranichen des Jhklus gelten kann: Ein Fessach ermordete einen Wanderer und hörte diesen vor seinem Tode sagen: „Mein Mörder wird bekannt werden“. Der Mörder sagte: „Ich werde Dich unter diesen Steinhäufen begraben, und man wird nicht einmal merken, daß Du gemordet worden bist; denn wir sind weit entfernt von jeder menschlichen Niederlassung.“ Gerade trieb der Wind einen fliegenden Dornbusch vorbei. Da sprach der Sterbende: „Der Dornbusch wird die Kunde verbreiten.“ Er starb, ward von dem Mörder begraben, und sein Heimatsdorf hatte ihn vergessen. Jahre vergingen; eines Tags sah der Mörder einen Dornbusch vom Winde getrieben an seinem Fenster vorbeischießen. Da mußte er lächeln; sein Weib frug ihn, warum er den Mund verziehe; er wollte den Grund nicht sagen, endlich sprach er, daß er sich an etwas erinnert habe, was an einem ähnlichen Tage wie dem heutigen geschehen sei. Da ließ die Swastochter nicht ab zu fragen, bis er ihr alles erzählte. Er bat sie noch, das Geheimnis zu bewahren, und sie lachten beide über ihre Thorheit. Da begab es sich, daß der Mann mit seiner Frau in heftigen Streit geriet, der Mann begann die Frau zu schlagen und sie rief laut: „Er wird mich morden wie jenen Wanderer, der unter den Steinen liegt, und bei Gott, der Dornbusch wird alles verraten!“ Das hörten die Nachbarn; so verbreitete sich durch den Dornbusch die Kunde von dem Mord und der Mörder entging seiner Strafe nicht.

— Der Peru-Balsam und seine Gewinnung in Central-Amerika. Der sogenannte Peru-Balsam kommt fast ausschließlich aus der kleinen centralamerikanischen Republik San Salvador. Der Name Peru-Balsam ist dadurch entstanden, daß der Balsam zu den Zeiten der Spanier von San Salvador zunächst nach der Hafenstadt Callao in Peru und von hier nach Europa gebracht wurde. Der Balsambaum (Myroxylon Perseirae) wächst im wilden Zustande entweder vereinzelt oder in kleinen Gruppen zusammen und wird 15–20 Meter hoch. Ueber die Gewinnung macht P. Preuß in den Berichten der „Deutschen pharm. Gesellschaft“ folgende Angaben: Sobald die Bäume einen Stammumfang von etwa 16 Centimeter erreicht haben, wird mit der Anzapfung und Balsamgewinnung begonnen. Diefelbe wird während des ganzen Jahres vorgenommen, hauptsächlich in den Trockenmonaten vom Dezember bis April. Der ausfließende Balsam wird von Zenglappen aufgefangen, das Ausfließen durch Erwärmen der angeschlagenen Stellen befördert und später der Balsam durch Auspressen und Ausstoßen der Lappen gewonnen. Wenn die angeschlagenen Stellen erschöpft sind, kratzt der Arbeiter mit dem Messer die ganze bearbeitete Rinde bis aufs Holz herunter. Diefelbe wird zerstampft und mit Wasser ausgelobt und so der dickflüssige „Rindenbalsam“ gewonnen, welcher mit dem obigen „Lappenbalsam“ gemischt wird.

Humoristisches.

— Aus Throl. „Du, Loisl, wer isch sell gewesen, der Andre Hofer?“
 „Sell kummt's lei wissen, des is der, der wo den Feigenkaffee erfunden hat.“
 — Kirchweih-Prügel. Amtsrichter: „Was wollen Sie?“
 Bauer: „Mein Jaun.“
 Amtsrichter: „Was?“
 Bauer: „Freili, i brauch'n. Des hab'ts n' da herin, scho seit 'u letzten Kirta als corpes d'licoti.“
 („Simpl.“)

Notizen.

— Das Ensemble des Deutschen Theaters wird vom 20. April ab 10 Vorstellungen im Budapestener Lustspieltheater geben, während das ungrische Nationaltheater im Juli ebenfalls 10 Vorstellungen im Deutschen Theater geben wird.
 — Die Morwik-Oper beginnt am 15. Juni mit G. Marschners „Hans Heiling“ ihre diesjährige Spielzeit im Schiller-Theater.
 — Anna Reinisch hat ihren Kontrakt mit dem Opernhaus gelöst.
 — Sullivans nachgelassenes Opern-Fragment, „Die Emerald-Insel“, ist von Eduard German vollendet worden und wird am 27. d. M. im Savoy-Theater in London zur Aufführung gelangen.
 — In Paris ist der czechische Historienmaler Wenzel Droziz, 50 Jahre alt, gestorben. Eine seiner prunkvollen Schildereien, „Die Gesandtschaft König Ladislaus von Ungarn und Böhmen bei der Beantwortung am Hofe Karls VII. von Frankreich“, hängt in der Berliner Nationalgalerie.
 — Preise von 800, 500 und 300 M. sind für die besten Entwürfe zu einem Preishause in Zerbst ausgeschrieben. Der späteste Einlieferungstermin ist der 20. Mai; alles Nähere teilt die Kreis-Kommunalverwaltung in Zerbst mit.